



Ich bin **Bernhard** Karl Walter **Bochnig**,

geboren am 12.09.1925 in Kaindorf ([Kreis Neiße](#)) (poln. Kijów) Oberschlesien. Schon bei der Geburt bin ich etwas aus der Rolle gefallen – ich kam überraschend für unsere Familie 15 Jahre nach meinem Bruder Georg. Mutti Marie Fischbach (sie kam aus Pinov / Brandenburg-Berlin) war mit meinem Vater Paul Bochnig (geboren in Beuten in Schlesien) verheiratet. Ich hatte 3 Geschwister: Elisabeth (geb. 1900), Alfons (1902) und Georg (1910). Alfons ist bereits 1923 in die USA ausgewandert, hat lange bei Ford in Detroit gearbeitet und starb als „Florida-Rentner“ in Venice /FL. Seine beiden Kinder Paul und Evi leben noch in den USA. Kein Wunder also, das ich als Onkel so alt wie die 3 Mädels von Elisabeth (verheiratete Raschka) war und mit meinen Nichten in und um Breslau groß geworden bin. Leider ist mein Vater sehr früh (1930) an Blinddarmdurchbruch gestorben. Früher als es noch kein Penicillin gab, war ein falsch diagnostizierter Blinddarm oft tödlich.

Kurz vor meinem Schulbeginn hatte mein Vater ein Landhaus eines Bauunternehmers in Henningsdorf ([heute Pegów/PL](#)) gekauft. Ein Landhaus war damals ein Ferienhaus der Reichen auf dem Land.



Henningsdorf war ein Dorf mit ca. 600 Menschen, hatte 2 Güter und den Henschl Hof. Wir selbst hatten einen riesen Garten mit über 300 Obstbäumen und sogar einen eigenen kleinen Park. Elisabeth, meine älteste Schwester hatte da bereits Gretl geboren. Irmgard und Edith schlossen sich ihr an und da sie nicht so weit weg wohnten, konnten wir so einiges gemeinsam anstellen.

Zur Schule hatte ich nicht so weit – sie war im Dorf. Die ersten 4 Klassen wurden von einem Lehrer in einem Zimmer unterrichtet und mir hat Rechnen am meisten gefallen. Die ersten Abenteuer über unseren Zaun hinaus unternahm ich mit Gerhard Goischke. Er war mein bester Freund zu der Zeit und der Nachbarsbub vom Bauernhof gegenüber.

Mit unseren Nachbarn kamen wir recht gut aus – einer der Gründe war: sie bekamen (bis zu einer bestimmten Menge) von uns Wasser. Wir hatten einen Brunnen, aus dem entgegen der anderen Brunnen kein Wasser mit hohem Eisenanteil kam. Auch das Butterfass stand bei uns (wobei wir keine Kühe hatten). 1936 begann die Zuweisung von Milch und Butter an die Bevölkerung. Der Staat entschied also wohin mit Milch und Molkereiprodukten. Bevor nun alle Sahne an die Molkerei abgegeben wurde, ist sie nachts bei uns im Butterfass in 1-2h zu Butter gestampft worden.



1933 begannen die Politischen Unruhen und die Weimarer Republik zerbrach. Mit dem Röhm Putsch (dem Gegenspieler von Hitler) bei dem diese Opposition ausgelöscht wurde – gewann der NaziZug immer mehr Fahrt.

Nach der 4ten Klasse wechselte ich stolz ins nächste Zimmer und auch hier wurden die Klassen 5-8 in einem Raum geschult. Damals gab es nur 8 Schuljahre und so war ich also 1939 fertig mit der Schule. Aber bereits im ersten Lehrjahr als Kaufmännischer Lehrling im 18 km entfernten Trachtenberg habe ich mich zur Luftwaffe gemeldet. Mit dem 1.9.1939 beginnt mit dem Überfall auf Polen der 2. Weltkrieg Während ich also bei einem Betrieb (der wie heute z.B. die Baywa) vom Musikinstrument über Baustoffe zu Kleinkramartikeln alles verkaufte, war ich für diese Ausbildung vom Wehrdienst befreit.

Ich wollte auf keinen Fall zur SS – nicht wegen politischer Überzeugung, nein die SS war zu dieser Zeit ein Kommando mit Mehrheiten aus Rumänen und Russen. Diese aber hätte ich nicht verstanden. Zudem hatte unser Lieblingslehrer, Herr Tautz bereits den Fliegervirus bei uns gepflanzt. Er begeisterte uns zum Segelflug – und so sind wir schnell vom Karton-Jagdfalter über flugfähige Modelle zum eigenen Einsitzer gekommen. Leider ist er bei einem Flug mit seinem Klub abgestürzt und dabei tödlich verletzt worden. Ich hatte die traurige Nachricht, die ich abends beim Postleiter aufgeschnappt hatte, sofort dem Rektor und dem Bürgermeister weitergegeben.

Nach Abschluss der Lehre (3 Jahre) ging es zum [Arbeitsdienst](#) nach Glaz. Ich war am Schafberg für ca. 6 Monate stationiert. Alle nicht (oder noch nicht) wehrfähigen Buben und



Mädel waren zur Mehrheit in solchen vormilitärischen Ausbildungen eingesetzt. Spaten statt Gewehr, Disziplin, Parteitreu und Nationalstolz – na denn „Ein Lied...“. Während der Lagerzeit holten mich noch die Kinderkrankheiten wie Masern und Diphtherie ein. Das wurde im

Krankenhaus von Glaz behandelt und verkürzte meinen Arbeitsdienst nochmals. Wir schreiben das Jahr 1942 – also mitten im 2ten Weltkrieg. Zu dieser Zeit ist mein Bruder

Georg in einem Feldlazarett in Königsberg (Kaliningrad) an einer Verwundung gestorben. Große Teile Europas waren von den Deutschen besetzt.

Meine Wehrausbildung (Grundausbildung) begann in Nimes (F). Scharfschießen, Marschieren – eben der gesamte Grundstock, aus Buben Männer zu machen wurde praktiziert und gedrillt – na denn „Ein Lied, zwei, drei, vier“. Richtig geschunden wird bei der Luftwaffe nicht und so war ich nach kaum 3 Monaten auf dem Rathausplatz zur Vereidigung als Soldat angetreten. Stolz wurde das Gelübde als Mann mit Gewehr abgegeben – leider ohne Munition. Die hätte den Überfall bei der Rückkehr zur Kaserne anders verlaufen lassen. Die Resistance hat in den 4ten unserer Zugabteile eine Granate geworfen. Durch meine Größe war ich aber im vordersten Zugabteil und habe das ganze gar nicht richtig mitbekommen.

Dann endlich wurden wir nach Belfort zur Fliegerausbildung versetzt.

Flieger, grüß mir die Sonne,
grüß mir die Sterne und grüß mir den Mond.
Dein Leben, das ist ein Schweben
durch die Ferne, die keiner bewohnt!

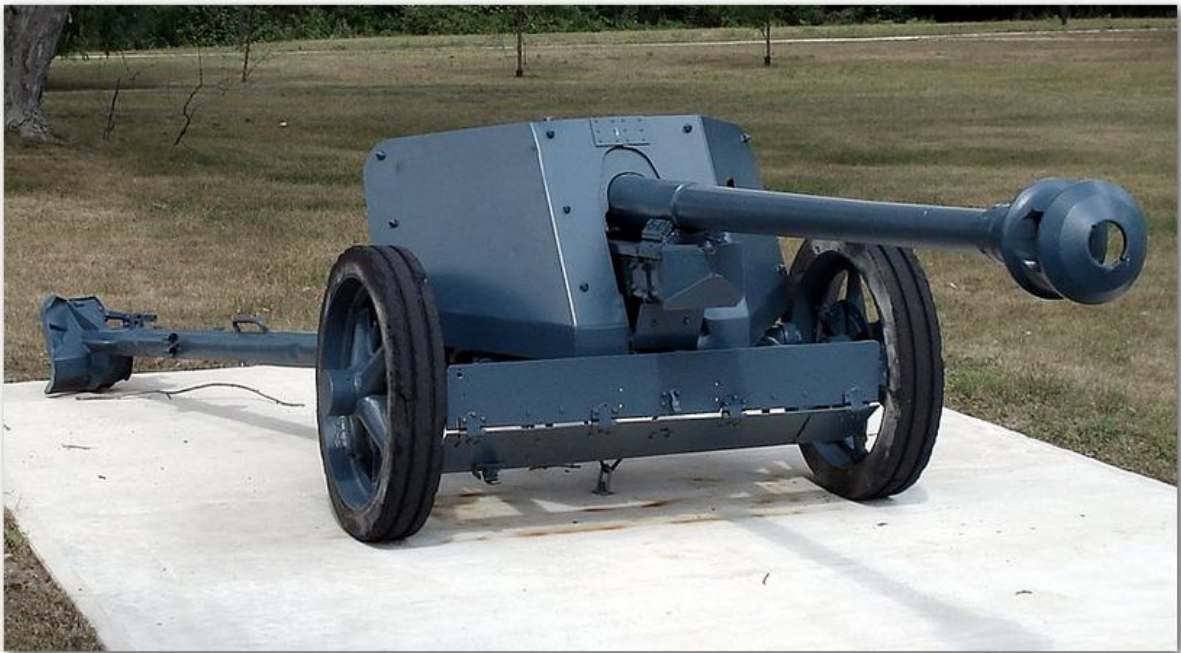
Schneller und immer schneller
rast der Propeller, wie dir's grad gefällt!
Piloten ist nichts verboten,
Wenn es sein muss drum gib Vollgas
und flieg um die Welt!

Von wegen bei der Luftwaffe ist alles so locker. Morgenapell. Vormittags Theorie im Lehrsaal. Nach dem Mittagstisch 2-3 Flugstunden auf der Bücker 181. Zurück in den Hörsaal und nach dem Abendbrot waren die „Hausaufgaben“ dran.



Hurra – ich war Pilot der „Besten Luftwaffe der Welt“. Leider hat uns da bereits die Realität des Krieges eingeholt. Wir hatten schon lange nicht mehr die Lufthoheit in Europa. Dann wurden wir auf Gudron (F) umgeschult. Das war es dann aber auch schon mit meinem Einsatz bei der Luftwaffe. Einen Feindeinsatz bin ich nie geflogen. Wegen dem Mangel an Flugzeugen und Betriebsstoffen wurden wir stolzen Luftwaffensoldaten plötzlich die „Hermann Göring Spende“ und sollten die SS verstärken. Mein Marschbefehl ging nach Berlin-Jüterbog. Die SS war bei mir und vielen anderen immer noch nicht beliebter geworden, und so begann ein Katz- und Mausspiel in der Kaserne. Mal fanden wir die SS Musterungsstelle nicht, dann wurden dringende Arbeiten vorgeschoben. 4-5 Tage konnte der täglich kleiner werdende Rest sich herumdrücken. Dann war das SS Kommando abgerückt und ich dem Festungspack (Panzerabwehrkanonen) unterstellt. Marschbefehl nach Posen (Schlesien). Hier also eine deutlich verkürzte Schnell-Spezialausbildung in die Infanterie und dem Umgang mit der Haubitze und Kanone. Mangels Feind und Gerät sind wir mit

Waschmittelkartons und einem Schlitz darin (so sieht euch der Feind aus dem Panzer) über die Wiese gerannt, haben Schützengräben gebuddelt und wussten für was Einmannlöcher gegraben werden. In diesen konnte sich ein Soldat gut verstecken. Schützengräben wurden durch drehen der Kette des Panzers einfach zugeschoben – das Schützenloch hat er bei zügiger Fahrt meist nicht einmal gesehen. Dann gab es die Geschütze. Mein Geschütz kam von den Russen und ist bei Krupp in Deutschland hergestellt worden. Wer hat da wohl wieder gut verdient? Es waren große, schwere Kanonen für den stationären Einsatz. Sie wurden in Stellungen fast eingegraben und hatten einen minimalen Schwenkradius. 4 dieser Geschütze waren eine Kompanie. Verstärkt wurde sie mit einer leichteren 8,8-cm-PaK 43/41 Kanone, die auf einer Drehkreuzlafette montiert war und in jede Richtung feuern konnte. Sie war natürlich nicht so leistungsstark wie unsere Geschosse. Eingesetzt wurden solche Geschütze wenn Panzerverbände über eine Freifläche anrückten. Durch die recht hohe Trefferquote platzen die Russischen Panzer auf wie Tomaten. Aber es gab viel zu viele von diesen Russischen Panzern. Wir Piloten warteten also auf die „vielen“ Feinde und hörten das „Ratsch Bumm“ der anderen Stellungen näher kommen. Ratsch Bumm kommt von der Fluggeschwindigkeit der Munition. Der Dreck spritze schon lange über das Gefechtsfeld – da kam erst das Bumm vom Abschuss.

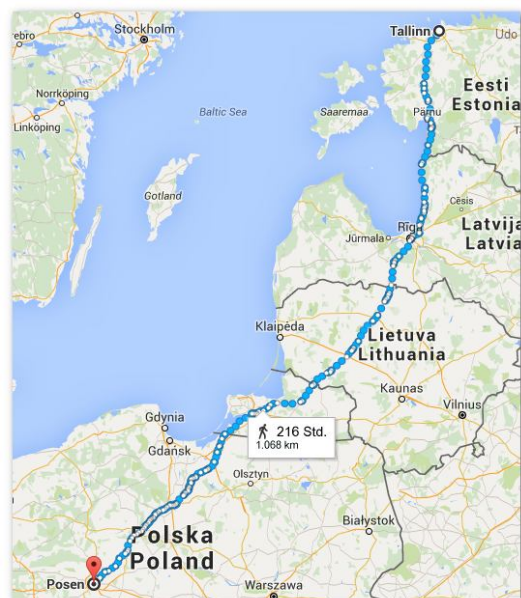


Dann kam der Russe. Mächtige Triebwerke röhren durch die Nacht auf uns zu. Feuern konnte keiner – es war stockdunkel. Sie tasteten sich einfach auf der Straße an uns vorbei. Hielten wieder an. Die Panzergrenadiere (also das Fußvolk in Mannschaftspanzern) sprangen in die Gräben und kletterten wieder zurück. Ich wurde zum Kompaniechef geschickt – was wir denn machen sollten. Leider war dieser auf der anderen Straßenseite bei der 8,8. Ich robbte also durch die Straßengräben, über die Straße, durch den Straßengraben und flüsterte meine Parole. Da liegen die Nerven blank und viele Soldaten sind von eigenen Soldaten erschossen worden. Keine neuen Befehle. Zurück aber bin ich erst am nächsten Tag. Da war der Russe schon lange weiter im Westen und erst nach Tagen, als ein Kübelwagen, von Feindseite kommend unserem Befehl für HALT nicht nachkam, haben wir ihn zerstört. Unser erstes Ratsch Bumm. Wer da drin gegessen hat – keine Ahnung. Bei einem Einschlag mit einer Panzergranate bleibt da nicht mehr viel übrig. Plötzlich kam der Russe wieder zurück. Angriff. Um unsere Stellungen sah es aus wie auf einem Schrottplatz. Rings um uns nur rauchende Wracks. Das hat den Gegner zwar nicht wirklich aufgehalten, aber die Russen

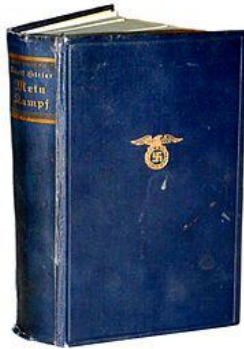
mächtig genervt. Sie haben weitere Verbände hinzugezogen und uns eingekesselt. Dann begann der Großeinsatz. Links und rechts schlugen die Geschosse ein. Zeit sich etwas abzusetzen. Ich habe den Verschluss aus dem Geschütz ausgebaut, anstatt es zu zerstören und bin Hals über Kopf zum nächsten Geschütz durch unsere Schützengräben. Da war auch keiner mehr. Zu Dritt haben wir uns dann in einer Scheune im Stroh eingegraben. Die Russischen Grenadiere haben uns zwar entdeckt aber wieder mit Stroh zugedeckt. „Kein Feind“ – heißt: „keinen Bericht“ und ist bei uns auch nicht anders gehandhabt worden. Viel wichtiger war für uns – der Hunger (und das über Wochen). Bei Einbruch der Nacht ging unsere Flucht weiter nach West. Bei einem Bauernhof konnten wir um etwas Essen betteln. Verraten hat uns der 5jährige Bauernsohn. „Ruucki werch“ (Hände hoch) bellte es plötzlich auf Polnisch. Die Polen haben uns dann sofort an die Russen übergeben. Der Russische Offizier stierte uns an und wäre fast über die eigenen Beine gefallen – er war sturz betrunken. Bei der ersten Vernehmung hat man mir eine Granate und Hitlerbriefmarken untergeschoben. Ich wurde erst mal richtig verprügelt und dann zur Erschießung „Strea“ (erschießen) befohlen. Zitternd stand ich in einem Torrahmen, 3-4 Gewehre auf mich gerichtet.

„Idi“ befahl ein Russischer Feldwebel. Erschießung abgesagt – mitkommen. Ein Soldat des Erschießungskommandos kam ganz nah und flüsterte: „Kein Angst – nix mehr kaputt schießen“. Aufatmen. Da ich noch nicht kaserniert war, wurde ich nachts in einen Lagerraum eingesperrt und tagsüber schleppte ich Waschwasser oder machte Feuerholz. Was man für Essen nicht alles macht! Nach einigen Tagen wurden wir dann auf Langholzwagons in den Osten gefahren. Bewacht und beschützt von 3 Russischen Soldaten. Beschützt aus dem Grund – die Polen würden gern die Nemez (Deutschen) für das viele Greul umbringen. Der erste Stopp war gleich ein Arbeitseinsatz. In Kutno südlich der Weichsel bauten wir die Gleise für das Russische Gleissystem um. Es wurde täglich kälter und mit jedem Einsatz kamen wir näher nach Reval (Tallinn/Estland). Meine großen Zehen waren erfroren und täglich putzte ich den Eiter weg.

Die Esten waren eigentlich recht freundlich zu uns und haben sogar Essenrationen für uns versteckt – die wir im Laufe des Tages abholten. Ich sprach bald etwas Estnisch und mit ein paar Sprachphrasen läuft ein Miteinander gleich besser. Einer unserer Jobs war der Abtransport von Schlacke. Das lokale E-Werk wurde mit Ölschiefer hochgefahren. Da bleibt viel Schlacke übrig – die wurde mit Loren zum Hafen gebracht und per Schiff dann in der Ostsee verklappt. Man ahnt was wir also machen mussten. Viel Schaufeln. Auch sonst war die Hafengegend unser Erlebnis- und Arbeitsrevier. Ob nun Klaviere (klar Deutsche) oder Zucker abgeladen wurde – es bleibt beim Ladeteam immer etwas hängen – na mit Ausnahme eines Klaviers. Warum bewacht aber plötzlich der Zoll ein ganzes Schiff? Die sah man sonst im ganzen Hafen nicht. Die interne stille Post wusste sofort mehr. Das Schiff war in einem Zwischendeck voll mit Schnaps-Fässern. Also wurde da Fassweise abgezweigt – bis Suff bei den Hauern (die Bezeichnung für Ladepersonen auf Schiffen) dem einen Strich durch die Rechnung machte. Es ging uns gar nicht mal so schlecht – was uns fehlte wurde geklaut und verschoben. Nach einem Jahr im Arbeitslager konnte ich stolz behaupten – ich war Meisterdieb – und

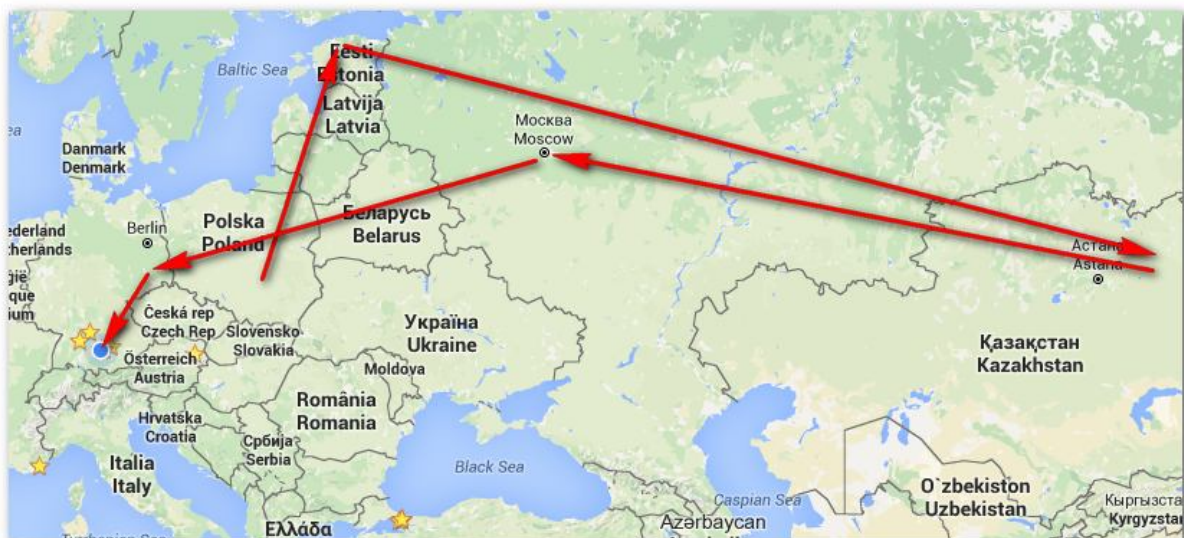


trotzdem immer hungrig. Mit unseren Bewachern kamen wir auch zurecht und meine Gruppe war oft dabei die „Arbeitsnormerfüllung“ zu schaffen. Eigentlich nur eine statistische Verdrehung und wir bekamen statt 400g nun 600g Brot. Beim Einsatz in einer Papierfabrik habe ich mir dann „Mein Kampf“ von Adolf Hitler „ausgeliehen“. Ich hatte es bis dahin noch nie gelesen.



Das kam bei den Bewachern aber nicht so gut an. Der Lageroffizier, nach Verhör, war aber gnädig und so wurde nur ein Ernteeinsatz an der Wolga daraus. Danach wurden wir dringend in Kasachstan benötigt. Straßenbau. Unternährt, müde und entkräftet schleppten wir uns täglich zu „unsere“ Straße. Jetzt verlegte ich mich auf die Russische Sprache, mit dem Erfolg das ich fast ein Freund des Lagerkommandanten wurde und mir einiges an Tabak abzwacken konnte. Die guten Beziehungen kamen auch meinem Zug zugute. Plötzliche waren neue Wattejacken und Gamaschen da und so klöppelten wir mit unseren Holzschuhen vom Lager zur Straße und zurück. Bis es endlich hieß „Verlegung“.

Wir saßen in Wagons – die nicht abgeschlossen waren. Es ging laut Gerüchten nach Frankfurt / Oder. In Moskau gab es durch ein Zeitungsblatt weitere Infos – in Deutschland hat es eine Währungsreform gegeben. Man bezahlt also nicht mehr mit Schubkarren voller Geld oder 50 Millionen für ein Stück Brot. Tatsächlich kamen wir in ein Gefangenlager in Frankfurt und wurden dort nach Zugehörigkeit aufgeteilt. Links aufstellen wer aus den Deutschen Ost Gebieten kam, in der Mitte die aus Deutsch Polen und rechts die Westdeutschen. Na was glaubt ihr wo ich plötzlich her war – und damit sofort rechts stand. Weiter ging es mit dem Zug über Hof nach Maschendorf. Dort erhielt ich meinen russischen Entlassungsschein und wurde von den US Soldaten empfangen und vernommen. Ich wollte nach Bayreuth (ich glaube das liegt im Westen) und gab eine fingierte Adresse an. Das hat nicht so geklappt – aber mit schmunzeln haben mir die versierten Schlepper erklärt wie man das macht. Kurz darauf hatte ich meine Fahrkarte, trug stolz die weiße Armbinde = Status „Heimatloser“ und war auf dem Weg nach Augsburg –Göggingen. Wo immer das ist.



1948. Ich kam am Augsburger Hauptbahnhof an und fragte mich nach Göggingen durch. Das Rote Kreuz hatte hier ein Erholungsheim für Kriegsgefangene eingerichtet. Als ExSoldat ist man es gewohnt mit 12 anderen in einem Zimmer zu leben. Wir waren gut untergekommen, bekamen Kleidung und auch meine Holzschuhe konnte ich gegen Schuhe tauschen. Auch zu



Essen gab es – aber durch die Entbehrung und den Hunger hatte man eine Gier entwickelt. Egal was es zu Essen gab – es war immer zu wenig. Wir mussten ja nicht arbeiten – also strawanzten wir durch Augsburg, entdeckten die alte Stadt und organisierten schon wieder. Auch betteln blieb nicht zu kurz und die freundlichen Menschen schenkten uns ab und an einige ihrer Rationsmarken. Mit diesen konnten dann Grundnahrungsmittel gekauft werden. Man merkt aber sofort – man ist wieder in Deutschland. Eine Arbeitserlaubnis erhielt nur der, der eine Zuzugsbestätigung in den Händen hielt. Die Zuzugsbestätigung bekommt man aber nur mit

Arbeitserlaubnis. Nachdem ich also mehrfach beide Ämter besucht hatte, riss mir der Geduldfaden. „Wir können ihnen ohne Arbeitserlaubnis keine Zuzugsbestätigung ausstellen“ meinte eine Angestellte lakonisch zum x mal. Ich möchte den zuständigen Chef sprechen. Ein typischer Deutscher Beamter beobachtete von seinem Podest aus den Dialog. „Haben sie das nicht ganz verstanden?“ salbte er sogar noch von seinem erhöhten Podest. Ich griff mir den Zwerg mit seinen Majorshosen und Lackstiefel und zerrte ihn vor die Angestellte. „Ich gehe hier nur mit eurem Scheißschein wieder raus. Los weisen sie die Frau an mir das Papier zu erstellen“. Beide zuckten zusammen und füllten ein Formular aus. Hoffentlich war es komplett und überhaupt das richtige – ich hatte es ja noch nie gesehen. Dennoch verließ ich stolz das Amt. Bürokraten! Jetzt ging es auf dem Arbeitsamt ohne Problem und ab November 1948 war das „Erholen vom Kriegseinsatz“ also wieder vorbei.

SILLER & LAAR

FÜR DEN GUTEN GESCHMACK

[Home](#) | [Kontakt](#) | [Anfahrt](#)

SILLER&LAAR
Neuigkeiten
Markenwelt
Serviceleistungen
Unternehmensgeschichte
B2B

Gutes bewahren und Neues entdecken

SILLER&LAAR fühlt sich der Tradition des guten Geschmacks verpflichtet!
 Unsere Firmengeschichte reicht bis ins Jahr 1836 zurück. 1892 erwarb Mathias Berz das Unternehmen von Carl Anton Siller und Carl Cornelius Laar.
 Heute leitet Michael Berz in vierter Generation das familiengeführte Unternehmen.

Erfolg und Wachstum sowie die stetige Bereitschaft zur Neuorientierung prägen die Historie von SILLER&LAAR. Aus der Eisengroßhandlung des 19. Jahrhunderts entwickelte sich in vielfältiger Veränderung unser Fachgeschäft für hochwertige Tischkultur, ambitioniertes Kochen und designorientiertes Lifestyle. Eine gesunde Synthese von Traditionsverbundenheit und Innovationswille bestimmt weiterhin unsere Unternehmenskultur.

Seit 1999 befindet sich unser Fachgeschäft in einem der schönsten Patrizierhäuser von Augsburgs Innenstadt. Damals wurde das um 1800 erbaute Bothmer'sche Palais, das fast 100 Jahre als Lagerhaus diente, liebevoll restauriert und modernisiert. Seitdem bietet das Palais viel Platz für die erlesenen und nützlichen Dinge, die Ihren Alltag schöner machen.

4. und 5. Generation Familie Berz

Als gelernter Kaufmannsgehilfe fand ich eine Anstellung bei Siller & Lahr im Magazin (Lager). Auch die Menschen hier hatten langsam wieder Geld und wollten die Artikel, die ich

auch Zuhause bereits an den Mann gebracht hatte: Rodelschlitten oder Pfanne, Schrauben oder ganze Öfen. Alles, wo etwas Metall dran war, wurde bei uns gelagert und verkauft. 1950 wurde ich abgeworben – leider waren die Expansionsträume meines neuen Chefs mehr heiße Luft als auf soliden Beinen. Ich kündigte. Dafür lief es in der Liebe etwas besser und zur Silvesternacht lernte ich die Köchin des Lokales besser kennen – Irmgard. Ich hatte zu dieser Zeit bereits ein Zimmerlein im Regierungslager B (einem ehemaligen Arbeitsdienstlagers gegenüber dem Schwimmbad der Friedberger Straße). Auch Berufsmäßig ging es aufwärts –



ich wurde Ausstellungsleiter bei der [Fa. Silberhorn](#) (Sanitär und Küchen). Am 25.10.1952 wurde aus den beiden „Flüchtlingen“ ein Ehepaar und wir „organisierten“ eine gemeinsame Wohnung in Haunstetten im 5ten Stock des „Hochhauses“ der Inninger Straße. Für uns war es wirklich ein Hochhaus. Keines der anderen Häuser war so hoch. Der „[Maiskolben](#)“ – der höchste Hotelurm Bayerns war zu dieser Zeit noch nicht gebaut. Große Freude am 13.03.53 – unser erster Nachwuchs kommt auf die Welt – Peter. Über das Rote Kreuz bekam ich Kontakt zu meiner Mutter und überredete sie von Schlesien ins Bayrische Schwaben zu ziehen. Natürlich war die Wohnung dazu fast zu klein. Ziehen wir um. Wir ergatterten in der Doktor Hörmann Straße eine größere Wohnung und kaum waren wir einzogen wurde ein Zimmer vom Nachbarn abgezwickelt. Unser Zugang zugemauert und ein Durchbruch für ihn geschaffen. Zu dieser Zeit völlig normal. Mit dem Zuwachs der Familie nahm auch meine Karriere zu. Mein Verantwortungsbereich wurde immer größer. Als Ausstellungsleiter war ich nun für ein großes Team an Handwerkern, Büroangestellten und Verkäufer verantwortlich. Große Möbelhäuser wie IKEA oder XXLutz gab es damals noch nicht. In meiner Ausstellungsfläche wurden also ca. 20 Bäder und 20 Küchen aufgebaut und ständig der Modelpalette angepasst.

Der Boom der 60/70 Jahre ließ mich Küchen bis nach München verkaufen und einbauen. Ich baute mir ein Netzwerk zu Großeinkäufern und Architekten auf. Selbst Krankhäuser bekamen vom „Silberhorn“ ihre Stationsküchen. Sollten vor Ort Fachkräfte fehlen – es kamen ja teilweise 4-5 LKW zur Baustelle, wurden Studenten eingesetzt. Diese waren weit aus belastbarer und motivierter als die „Herren“ die uns das Arbeitsamt schickte. Fehlt zum Glück nur noch ein Auto. Bayrisch Schwäbisch wurde das von mir und einem guten Bekannten gemeinsam gekauft. Ein [BMW 600](#).



1958 wurde die Familie noch um eine Tochter – Ursula erweitert. Peter hatte etwas Schwierigkeiten mit dem Reden und wurde in einer Gehörlosen Schule ausgebildet. Er war aber nicht taub (na ja für einiges schon) – also blieb für den Buben der nicht reden wollte nur die Hilfsschule.

Aus dem Größten heraus wurde nun Europa, sein Friede und sein Kapital genossen. Man fuhr in den Urlaub zum Zelten und lernte so die Alpenpässe mit heiß gelaufenen Kühlern (der völlig überladenen Autos) und die Hilfsbereitschaft der anderen Nationen oder Freunden kennen. Diese Freunde wurden auch eingespannt als wir uns (oder ich?) auch räumlich vergrößern wollten. 1968 starb meine Mutter. Ich fand 1970 in Anried, einem winzigen Kuhkaff an der Landkreisgrenze von Augsburg bei Dinkelscherben unsere neues Zuhause – angeblich ein Wochenendhaus. Ihr erinnert euch – auch mein Vater hat so etwas gekauft. Ganz so groß war dieses nicht – aber es gab eine Scheune, Platz für 2 Wohnungen und

Brachfläche vor der Haustür, die man in einen Garten umarbeiten konnte. Der Dachstuhl ist noch prima, meinte ein guter Bekannter (Architekt) über das ca. 30 Jahre alte Anwesen, das sich direkt unter die Dorfkirche an den Hang schmiegte. Jedes Stockwerk hatte eine Steckdose und das Licht wurde durch hineinstecken eines Stiftes an oder abgeschalten.

In 2 Jahren wurde das gesamte Anwesen renoviert, repariert und umgebaut. Stromleitungen verlegt, eine Heizung eingebaut und die Fenster ersetzt. Ob die Maschkes, die Hiebsch oder der Huber Toni alle wurde eingespannt das [Haus Nr. 9 der Reichenbachstr.](#) in eine Zuhause umzubauen. Als Mayinger 1972 dann die Tapeten einklebte wurde Sack und Pack in Augsburg verladen und Hörmann half beim Umzug. Peter inzwischen „Guter Esser“ (O –Ton der Gärtnerei) und Gärtnergehilfe in Haunstetten und seine Schwester auf das Landleben vorbereitet. Genau 100 Wochenenden Arbeit lagen zwischen Kauf und Einzug in das neue Heim. Damit waren wir aber natürlich noch nicht fertig. Jeder Hausbesitzer weiß das – die Arbeit geht nie aus. Der jetzige Freisitz war eine Remise und „Schwarzschlachtstelle“ – das bewiesen die vielen Tierknochen im Boden. Nun steht dort ein Grillkamin mit überdachtem Freisitz. Die brach liegende Wiese unter uns zum Reichenbach hin (auf dem die alte Schule gestanden hat) wurde von uns als Garten genutzt. Eifrig haben wir dort sogar eigene Pflanzen gezogen oder in unserem Plastik-Treibhaus gehegt.



Kennt ihr das Lastenmuli dieser Zeit? Na klar ein VW Käfer war unser nächster Wagen. An diesen hängten wir auch unseren Faltcampinganhänger für die Urlaubsfahrten. Irmgard fand Arbeit als Bürokräft in der Schmiede bei der MAN Augsburg, Peter kam bei der Stadtgärtnerei unter und so brachte ich sie anfangs in die Stadt und holte sie wieder ab. Uschi

reiste mit Bus und Zug in ihr Gymnasium in Neusäß. Durch die Arbeitszeitbelastung von mir brauchte Irmgard auch einen Wagen. Sie war ab sofort in einem hellblauen Golf 1 unterwegs.

Der erste Mieter half tatkräftig weiter zu bauen. Er zog die Mauer zwischen Heizung und den Tanks. Seinem gewaltigen Bauch wurde mit einer Wölbung des Mauerwerks Rechnung getragen. Er war auch der einzige der es schaffte eine komplette Heizladung in einem Winter zu verfeuern. Na ja wer die Fenster zum Lüften auf macht ohne die Heizung abzudrehen oder seine komplette Verwandtschaft bei sich baden lässt... Für 70 DM / Monat zogen als nächstes die Seidenbergers in das Untergeschoss ein.



1972, das Jahr der Olympischen Spiele in München. Schon im Vorfeld hatte ich in das Olympiadorf bis zu 1000 Küchen und Bäder verkauft und eingebaut.

Als „Zugereiste“ werden wir in diesem Dorf nie Einheimische – aber mit einem der Nachbarn, dem Meisinger verband mich bald ein gemeinsames Hobby – die Imkerei. Jeder von uns hatte 40 Völker zu versorgen.



Auch als Organisator brachte ich mich bei den Verbänden ein. 3 der Kriegsgefangenenverbände waren in Augsburg zusammengeschlossen und für diese Gefangenen wurde eine Ausgleichszahlung von 75 Pfennig / pro Tag Gefangenschaft gegenüber der Bundesregierung erstritten. Kaum war die ausbezahlt, nahm die Teilnahme zum Vereinsleben drastisch ab und der Verein wurde immer kleiner.

Mit der kleineren stabilen Zahl von 40 (inklusive Angehörige) wurden viele Reisen minutiös vorbereitet und durchgeführt. Wann und wo sollte gerastet werden? Was können wir uns ansehen? Selbst die Kilometer habe ich genau aus der Karte ausgemessen. Man will ja keine Überraschungen. Staus waren in die Planung noch nicht aufzunehmen. Der Verkehr hielt sich in Grenzen. Irmgard war zu dieser Zeit Schriftführerin und treibende Kraft der „Weißwasserer“, einem Verein des Flüchtling-/Vertriebenenverbands Gau Freiwald.

[Weißwasser](#) war ihre Heimat, an der Grenze des heutigen Bundesland Sachsen nach Polen. Auch dorthin planten wir Busreisen die wir alle 2 Jahre begleiteten. Jeder der 100 Vertriebenen erhielt von ihr einen persönlichen Geburtstagsgruß oder die obligate Weihnachtspostkarte. Sie hatte bis zu ihrer schweren Erkrankung 2008 diese Position inne.



Weißwasser/Oberlausitz

Stadt in Sachsen

Weißwasser/Oberlausitz, obersorbisch Běta Woda, ist eine Große Kreisstadt im Nordosten von Sachsen und die drittgrößte Stadt im Landkreis Görlitz sowie die achtgrößte der Oberlausitz. [Wikipedia](#)

1985 mit 60 darf man den schwersten Part im Leben beenden – das Arbeiten. Nun kann ein Deutscher aber nicht einfach mit Gleichaltrigen auf der Bank des Dorfplatzes sitzen (den es hier eh nicht gibt) und über die Jugend schimpfen. Nein – mit dem damaligen Bürgermeister Eser (Dinkelscherben – Anried war da bereits eingemeindet) wurde die Idee eines Wochenmarktes umgesetzt. Wie passend – den Dinkelscherben ist Marktgemeinde. Ein Relikt aus der Zeit des Mittelalters – nicht jede Ortschaft durfte einfach einen Markt durchführen – da geht dem Baron von Schnurbein ja unkontrolliert die Steuer vorbei. Auf der anderen Seite hatte der Baron Verständnis für die Katenbauern und so erhielten die Anrieder einen Herdfeueranteil. Dieses bis jetzt verbrieftete Recht der älteren Häuser von Anried, ist ein Stück Wald aus dem sich im vorletzten Jahrhundert die Bürger ihr Holz zum Heizen schlagen konnten, ohne es aus den riesigen Wäldern des Baron stehlen zu müssen. Jetzt haben wir also Holz aber keinen Ofen dafür.

Mai bis August ist für die Imker die arbeitsintensivste Zeit. Bis auf Uschi, die nun als Technische Zeichnerin auf eigenen Füßen stand, war die ganze Familie zum Honigmachen eingespannt. Peter hatte es auch nicht mehr so weit – er war nun beim Markt Dinkelscherben dem Werkhof zugeteilt. Er gehörte mit seiner roten Warnweste und Besen oder Rasenmäher zum Marktbild des Ortes.



Im Juli 2012, nach langer schwerer Krankheit und Demenz hat mich meine Frau verlassen

Jetzt mit 90 ist mir die Arbeit an Hof, Bienen oder Garten zu schwer – aber ich kann nach wie vor stolz auf einen gepflegten Hof vom 1 Stock aus sehen. Uschi wohnt seit 2006 mit Udo im Erdgeschoss und die „Jungen“ führen das Landleben hier weiter.